

Eigene und fremde Welten
Repräsentationen sozialer Ordnungen im Wandel

Herausgegeben von Jörg Baberowski, Stefan Beck, Vincent Houben, Gabriele Metzler und Thomas Mergel für den Sonderforschungsbereich 640 »Repräsentationen sozialer Ordnungen im Wandel – Interkulturelle und intertemporale Vergleiche« an der Humboldt-Universität zu Berlin

Band 20

Jörg Baberowski ist Professor für die Geschichte Osteuropas an der Humboldt-Universität zu Berlin. *Gabriele Metzler* ist dort Professorin für die Geschichte Westeuropas.

Jörg Baberowski, Gabriele Metzler (Hg.)

Gewalträume

Soziale Ordnungen im Ausnahmezustand

Campus Verlag
Frankfurt/New York

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie.
Detaillierte bibliografische Daten sind im Internet unter <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-593-39231-8

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Copyright © 2012 Campus Verlag GmbH, Frankfurt am Main.

Umschlaggestaltung: Campus Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Druck und Bindung: CPI buchbücher.de, Birkach

Gedruckt auf Papier aus zertifizierten Rohstoffen (FSC/PEFC).

Printed in Germany

Dieses Buch ist auch als E-Book erschienen.

www.campus.de

Inhalt

Einleitung: Ermöglichungsräume exzessiver Gewalt.....7 <i>Jörg Baberowski</i>	7
Macht, Massaker und Repräsentationen: Darstellungen asymmetrischer Gewalt in der Bildpublizistik Franz Hogenbergs 29 <i>Ramon Voges</i>	29
Über Ausnahme und Normalität in den Gewaltordnungen am La Plata (1775–1830)..... 71 <i>Michael Riekenberg</i>	71
Zum Wandel sozialer Ordnungen durch Krieg und Revolution: Europa 1848 – Wissenserzeugung und Wissensvermittlung 93 <i>Dieter Langewiesche</i>	93
Ukraine 1918: Besatzer und Besetzte im Gewaltraum 135 <i>Felix Schnell</i>	135
Verwüstetes Land: Macht und Gewalt in der frühen Sowjetunion 169 <i>Jörg Baberowski</i>	169
Tödliche Zone KZ-Außenlager: Raumorganisation und die Be- und Entgrenzung von Gewalt 1942–1945 189 <i>Marc Buggeln</i>	189

»Now we have the problem on our own doorstep«: Soziale Ordnung und Gewalt in den Notting Hill Riots von 1958.....	205
<i>Sebastian Klöfß</i>	
 Narrative der Gewalt: Der Fall Patricia Hearst und die amerikanische Gesellschaft der 1970er Jahre.....	241
<i>Gabriele Metzler</i>	
 Die Gewaltsoziologie Georges Batailles und das Verhältnis von Gewalt und Ordnung	271
<i>Michael Riekenberg</i>	
 Abbildungsverzeichnis.....	305
 Autorinnen und Autoren.....	307

Einleitung: Ermöglichungsräume exzessiver Gewalt

Jörg Baberowski

Gewalt verändert alles, und wer sich ihr aussetzt, wird für lange Zeit ein Anderer sein. Die Maßstäbe für Normalität verschieben sich, und was man für selbstverständlich halten konnte, erscheint im Licht der Gewalt seltsam fremd; Außergewöhnliches wird zum Alltäglichen. Nie wieder, erinnert sich der amerikanische Schriftsteller Denis Johnson, habe er die Gewaltexzesse vergessen können, deren Zeuge er im September 1990 in Liberia geworden war. Schon wenige Tage nach seiner Ankunft war nichts mehr wie zuvor. Er hatte in den Abgrund der menschlichen Seele geschaut und den Schrecken des Krieges mit allen Nerven seines Körpers empfunden. Aus dem Reich des Friedens und des Wohlstands war er nach Liberia gekommen, als Gezeichneter hatte er das Land wieder verlassen. Johnson war zu einem Anderen geworden, seit er die Hölle gesehen hatte. »Der Guerillakrieg schlängelt sich gen Süden durch den anhaltenden Regen Richtung Hauptstadt voran«, schreibt er über die Eindrücke der ersten Tage,

und eigentlich erwartete niemand, dass er je dort ankommen würde. Doch dann, Ende Juni, war er plötzlich da. Taylors Leute besetzten den Flughafen. Johnson näherte sich von der anderen Seite, eroberte die Stadt und isolierte den Präsidenten in seinem Amtssitz sowie einen Großteil der Armee in einem ein paar Häuserblocks umfassenden Gebiet in der Innenstadt. [...] Die Menschen begannen die Stadt zu verlassen. Die meisten britischen Diplomaten reisten ab. Alle französischen Diplomaten reisten ab. Ein halbes Dutzend Mitarbeiter des Auswärtigen Dienstes der USA blieben, und die Marines errichteten Maschinengewehrstellungen rund um die Botschaft. In Monrovia ging der Strom aus. Es floss kein Wasser mehr. Die Lebensmittel wurden knapp. Der Bürgerkrieg entfaltete eine entsetzliche Brutalität. Als Taylors Männer in Hochzeitskleidern und Duschhauben, die sie auf ihren Raubzügen erbeutet hatten, mit der Armee um den Amtssitz des Präsidenten kämpften, breitete sich eine Atmosphäre aberwitzigen Grauens aus. Die Duschhauben waren gut gegen den Regen. Wozu die Hochzeitskleider gut sein sollten, wusste niemand. Indessen rasten Johnsons Sol-

daten, mit roten Baskenmützen und Haarteilen vom Perückenmacher auf dem Kopf, in frisierten Mercedes-Benz durch die Straßen und ballerten wild in der Gegend herum. Die Leute, die in der Nähe der britischen Botschaft wohnten, trauten sich schließlich, Johnsons Rebellen zu bitten, dass sie die Leichen ihrer Opfer nicht an ihrem Strand abladen möchten – wegen des Gestanks. Klar, sagten die Rebellen, geht in Ordnung. In Liberia gibt es kilometerlange Strände. [...] Die meisten Flüchtlinge machten sich zu Fuß auf den Weg, zuerst durch Taylors Territorium und dann nach Westen auf Liberias bestem Highway Richtung Sierra Leone, ein Menschenstrom wie nach einem Football-Spiel. Normalerweise ist das ein fünftägiger Marsch über einigermaßen ebenes Gebiet, doch er wurde beträchtlich erschwert, weil Taylors Rebellen – blutjunge Burschen der Volksstämme Gio und Mano, die meisten zwischen elf und fünfzehn Jahre alt und mit AK-47 und M-16-Gewehren bewaffnet – sich vorgenommen hatten, alle Krahn oder Mandingo sowie sämtliche Angehörige der Armee des Präsidenten und der ehemaligen Regierung in der Menge ausfindig zu machen und zu töten. Nach etwa sechzig Kilometern, in der Stadt Klay, trafen die Flüchtlinge auf die erste Kontrollstelle. ‚Riecht ihr das?‘, fragten die Rebellen. Sie meinten den Verwesungsgestank, der die Luft verpestete. ‚Hoffentlich wisst ihr, wer ihr seid‘, sagten sie, ‚sonst landet ihr da, wo der Gestank herkommt‘. Wer nicht den richtigen Dialekt sprach, wer zu wohlhabend oder wohlgenährt aussah, wurde erschossen, geköpft oder mit Benzin übergossen und angezündet. Manche wurden im Mano River ertränkt. Die Flüchtlinge, die in Sierra Leone ankamen, erzählten von Kontrollstellen mit Zäunen rundherum, auf deren Pfählen abgetrennte Köpfe aufgespießt gewesen seien. [...] Das Vergewaltigen, Plündern und Morden war hier nicht schrecklicher als in anderen Bürgerkriegen; insofern jedoch die Gräueltaten dieses Krieges durch die Fäden des Aberglaubens mit gewissen dunklen Mächten verknüpft waren, bekamen sie etwas Unergründliches und Grausigeres.¹

Niemand möchte erleben, was Johnson erlebt hatte, niemand der Gewalt ins Auge sehen wie er. Und dennoch ist die Gewalt überall, so wie auch die Liebe und das Bedürfnis sexueller Befriedigung allgegenwärtig sind; heute ebenso wie vor tausend Jahren. Aber das eine gilt uns als Selbstverständlichkeit, als Teil menschlicher Grundausstattung, die nicht erklärungsbedürftig ist, während wir die Gewalt für eine Anomalie halten, die nicht in unser Leben gehört. Warum ist das so? Wir könnten es uns einfach machen und sagen: weil die Gewalt Schmerzen und Angst verursacht, wenigstens bei jenen, die sie zu erdulden haben, und weil Gewaltgelüste ohne das Leiden anderer nicht befriedigt werden können. Aber damit wäre nur die

1 Denis Johnson, *In der Hölle. Blicke in den Abgrund der Welt* (Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, 2008), hier S. 29–32.

halbe Wahrheit über die Irritation gesagt, die Gewalttaten bei Menschen auslösen, die im Frieden leben. Denn sie vertrauen darauf, nicht Opfer von Gewalt zu werden, weil sie wissen, dass die Staatsmacht Gewalttäter in ihre Schranken weist und Konflikte nicht mit dem Tod der Unterlegenen entschieden werden. So sehr vertrauen sie den Institutionen und ihren unsichtbaren Regeln, dass sie es für das Selbstverständlichste von der Welt halten, nicht umgebracht zu werden, wenn sie am Morgen das Haus verlassen. Damit sie sich, was anderenorts Normalität ist, nicht als eine dauernde Irritation zumuten müssen, erklären sie die Gewalt zu einer Anomalie, die aus dem Leben verschwinden soll.²

Menschen, die im Frieden leben, sind irritiert, wenn sie von Massakern und Gewalttaten hören, die in ihrer Lebenswelt eigentlich nicht vorkommen. Sie wollen nicht glauben, dass Menschen einander scheinbar grundlos töten, misshandeln oder vergewaltigen, und dass manche dabei sogar Freude empfinden. Denn der Glaube, dass Gewalt unter allen Umständen abweichendes Verhalten ist, hilft Menschen in friedlichen Gesellschaften, sich ihre Wirklichkeit als einen Raum vorzustellen, in dem das Argument über die Faust triumphiert. Man will nicht wahrhaben, dass Menschen sich selbst ermächtigen, Gewalt auszuüben; und dass Kriege, wenn sie erst einmal ausgebrochen sind, eigenen Logiken gehorchen, die sich von Glaubenssätzen, Überzeugungen oder Argumenten nicht steuern lassen, und dass manche Kesich in wilde Bestien verwandeln, wenn sie tun dürfen, was im Frieden verboten ist: Warlords, Bandenführer oder Despoten, die aus purer Lust töten, weil sie glauben, dass sich ihnen niemand entgegenstellt; Männer, die Frauen vergewaltigen, Kinder missbrauchen oder Wehrlose malträtiert. »Ich kann es nicht verstehen«, dachte Herzog, die Hauptfigur in Saul Bellows gleichnamigem Roman,

aber das ist das Schlimme bei Leuten, die ihr Leben mit humanistischen Studien hinbringen und sich daher einbilden, dass die Grausamkeit aus der Welt geschafft sei, sobald sie in Büchern beschrieben worden ist. Selbstverständlich wusste er es besser – die Menschen würden einfach nicht so leben, dass die Herzogs sie begreifen konnten. Warum sollten sie auch?³

2 Jan-Philipp Reemtsma, *Vertrauen und Gewalt. Versuch über eine besondere Konstellation der Moderne* (Hamburg: Hamburger Edition, 2008), insbes. S. 13–23; Niklas Luhmann, *Vertrauen. Ein Mechanismus der Reduktion sozialer Komplexität* (Stuttgart: Enke, 1968), insbes. S. 1.

3 Saul Bellow, *Herzog* (Köln: Kiepenheuer & Witsch, 2009), hier S. 344.

Wenn tatsächlich geschieht, was die Herzogs auf dieser Welt nicht für möglich halten, beginnt gewöhnlich die Suche nach Gründen, die das Geschehene auf eine Weise erhellen, dass man nicht verzweifeln muss. Die Gewalt soll übergeordneten Zwecken und Zielen folgen, aber in jedem Fall soll sie eine Abweichung von der Normalität sein. Ideen und Überzeugungen hätten den Gewalttätern die Hand geführt, heißt es dann, Armut und Unterdrückung, Depressionen und mangelndes Selbstvertrauen sie gezwungen, gewalttätig zu werden. Und deshalb sind Gewalttäter in den meisten historischen Interpretationen Menschen, die von Normen abweichen, weil sie entweder verrückt waren oder weil sie verstehbare Gründe hatten, so und nicht anders zu handeln. Sie sind Opfer ihrer Umstände und Täter ohne Verantwortung. Wenn man einmal erkannt hat, worauf abweichendes Verhalten beruht, kann man es auch behandeln. So könnte man zusammenfassen, worauf der Glaube an die Zivilisation beruht: Menschen sollen besser werden, indem man ihnen gut zuredet und ihre Lebensverhältnisse so einrichtet, dass sie keinen Grund haben, gewalttätig zu sein.

Alle historischen Erzählungen der Vergangenheit haben Gewalt als Abweichung von der Normalität beschrieben. Norbert Elias verstand sie als ein Handeln aus ungehemmter Triebentfaltung und behauptete, rohe, körperliche Gewalt sei in der europäischen Moderne nach und nach aus dem Alltagsleben verschwunden. An den Höfen im absolutistischen Europa hätten Krieger es mit körperlicher Kraft und Geschicklichkeit im Kampf um Macht zu nichts mehr bringen können. Sie hätten sich deshalb in Schmeichler und Intriganten verwandeln müssen. Der Zivilisationsprozess war also vollendet, als die Intrige über die Gewalt triumphierte.⁴ Menschen sollen aufhören, einander Gewalt anzutun. Dieser Wunsch ist der Vater aller Modernisierungstheorien, die in der Bildung moderner Staatlichkeit und in der Behauptung des staatlichen Gewaltmonopols den zentralen Schritt zur Einhegung von Gewalt erkennen. »Bildung, Reisen, Massenmedien und andere Kräfte des Weltbürgertums«, schreibt der amerikanische Psychologe Steven Pinker,

⁴ Norbert Elias, *Über den Prozeß der Zivilisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen*, Band 2 (Frankfurt am Main: Suhrkamp, 20. Aufl., 1997), insbes. S. 362–465.

können zum Anlass werden, sich in Menschen hineinzusetzen, die anders sind als man selbst, und den Geltungsbereich des eigenen Mitgefühls auch auf sie zu erweitern. Und schließlich kann eine zunehmende Anwendung unserer Kenntnis und Rationalität auf menschliche Angelegenheiten – die Beförderung der Vernunft – die Menschen zu der Erkenntnis zwingen, dass Kreisläufe der Gewalt nutzlos sind, dass man die Bevorzugung der eigenen Interessen auf Kosten anderer am besten aufgibt und dass man Gewalt in einem neuen Rahmen betrachtet: als Problem, das es zu lösen gilt, nicht aber als Wettbewerb, den man gewinnen muss.

So sehr habe sich der Zivilisationsprozess in die Seelen moderner Menschen eingepägt, fährt Pinker fort, dass es ihnen unmöglich sei, sich in die Gewaltphantasien eines Menschen der Antike hineinzusetzen. Wer nur lange genug in Sicherheit gelebt habe, müsste man mit Pinker sagen, werde einsehen, dass Gewalt für nichts und niemanden eine Lösung ist. Der Verzicht auf Aggression werde zu einer Gewohnheit, weil Menschen das Mitleiden mit anderen erlernt und erfahren haben, dass sie ohne Gewalt mehr erreichen, und deshalb unterdrückten die Zivilisierten ihre Neigung zur Gewalt auch dann, wenn der Leviathan ihnen den Rücken zuwende. »Ich könnte nicht anders, als vor Mitleid zu wimmern, und ich würde keinen Sinn darin sehen, zu der Fülle der Leiden in der Welt ohne einen entsprechenden Gegenwert beizutragen«⁵.

Es fällt schwer, diesen Erzählungen Glauben zu schenken, nach allem, was in den vergangenen Jahrzehnten in Liberia, in Ruanda, im Irak, in Kolumbien oder in Jugoslawien geschehen ist. Soll man wirklich glauben, die Gewaltexzesse hätten sich nur in gescheiterten Staaten zutragen können? Weder in Jugoslawien noch im Irak Saddam Husseins, und nicht einmal in Ruanda sprach die Gewalt, weil der Staat zusammengebrochen war. Die Mordexzesse des Nationalsozialismus und des Stalinismus waren überhaupt nur vorstellbar, weil es einen Staat gab, der sie organisierte. Nach den Erfahrungen der Vernichtungsexzesse und der totalen Kriege im 20. Jahrhundert mag an die zivilisierenden Wirkungen des staatlichen Gewaltmonopols niemand mehr glauben.

Keine Erziehung, keine Bildung, kein Abrichtungsprogramm hat Menschen je davon abgehalten, Gedachtes auch zu tun, wie grausam

5 Steven Pinker, *Gewalt. Eine neue Geschichte der Menschheit* (Frankfurt am Main: Suhrkamp, 2011), insbes. S. 18, 41, 1011.

seine Ausführung auch gewesen sein mag. Und dennoch ließen sich von solchen Hoffnungen auch Erklärungen tragen, die als Widerlegung dieses Mythos' vom Zivilisationsprozess verstanden werden wollten. Vor nunmehr zwanzig Jahren behauptete der Soziologe Zygmunt Bauman, dass nicht die vormoderne Kriegslust, sondern die abstrakte Ordnungswut des modernen »Gärtnerstaates« für die schlimmsten Gewaltexzesse des 20. Jahrhunderts verantwortlich gewesen sei. Erst als die Vernunft ihr letztes Wort gesprochen habe, hätten Menschen Denkbare auch bedenkenlos tun können. Die Kontrollmacht und das Waffenarsenal des modernen Interventionsstaates habe den »Gärtnern« die Mittel in die Hand gegeben, alle Ressourcen für die Verwirklichung von Ordnungszwecken zu mobilisieren und zu vernichten, was nicht geordnet und gezähmt werden konnte. Die Aufklärung habe die Natur zur Gottheit erklärt und die Wissenschaft zu ihrem Kult gemacht. Alles schien nun möglich, was Wissenschaftler erwiesen und bewiesen hatten. So sei der millionenfache Massenmord der Nationalsozialisten kein Betriebsunfall, sondern »eine Maßnahme rationaler Gesellschaftsplanung« gewesen.⁶ Die Moderne war also der Ermöglichungsraum totalitärer Vernichtungsgewalt.

In der vermeintlich zu zähmenden Wildheit und Barbarei könnte bei näherem Hinsehen eben derjenige moralische Trieb aufbewahrt sein, der im Zivilisationsprozess neutralisiert und durch die sich neu herausbildenden Zwangs- und Regulationsmechanismen ersetzt worden ist.⁷

Wie soll man diesem Unglück begegnen? Darauf gibt es für Bauman nur eine Antwort: indem man die Selbstlegitimation der modernen Bürokratie als Mythos durchschaut und Ambivalenz als Gewinn begreift.⁸

Nur scheinbar widerspricht diese Deutung dem Mythos vom Zivilisationsprozess. Denn in beiden Interpretationen ist Gewalt eine Folge von Umständen, die durch Vernunfteinsicht aus der Welt geschafft werden können. Was immer die Gewalt auch sein mag, stets wird sie als Ab-

6 Zygmunt Bauman, *Dialektik der Ordnung. Die Moderne und der Holocaust* (Hamburg: Europäische Verlagsanstalt, 2002), insbes. S. 83, 87; ders., *Moderne und Ambivalenz. Das Ende der Eindeutigkeit* (Frankfurt am Main: Fischer, 1996), insbes. S. 45–46; Michael Mann, *Die dunkle Seite der Demokratie. Eine Theorie der ethnischen Säuberung* (Hamburg: Hamburger Edition, 2007), insbes. S. 10–57.

7 Bauman, *Dialektik der Ordnung*, a. a. O. (Anm. 6), hier S. 213.

8 Bauman, *Moderne und Ambivalenz*, a. a. O. (Anm. 6).

weichung, als Irrweg, Abweg oder Krankheit vorgestellt, die eines Tages geheilt sein wird. Wenn Krankheiten erst einmal diagnostiziert sind, so lautet das Argument der Therapeuten, können sie auch geheilt werden: durch Zivilisierung, durch Toleranz oder soziale Gerechtigkeit. Alle Erklärungen, die Kultur- und Sozialwissenschaftler für den Ausbruch von Gewalt vorgetragen haben, waren immer nur Variationen dieses einen Motivs, dessen Wirkungen sich aus dem Glauben an die Beherrschbarkeit und Machbarkeit der Verhältnisse erklären. Vielleicht ist der Glaube an das endgültige Ende der Gewalt die letzte Utopie, an der man sich noch festklammern mag. Eine schöne Hoffnung, zweifellos, die allerdings allen Erfahrungen widerspricht. Denn die Gewalt war schon immer und überall eine Möglichkeit, und kein Aufklärungsprogramm hat Menschen je daran gehindert, sich das Verletzen und Töten anderer Menschen vorzustellen.

Jan-Philipp Reemtsma hat in seinem Buch »Vertrauen und Gewalt« gefragt, was wohl geschehen werde, wenn die Regierung erklärte, die Staatsgewalt sei für die Dauer von zwei Wochen außer Kraft gesetzt? Wer würde dann noch im Vertrauen darauf, nicht umgebracht oder ausgeraubt zu werden, auf die Straße gehen? Was würde geschehen, wenn es zu einem Konflikt käme? Würde man sich verteidigen können und wer würde im Ernstfall helfen?⁹ Macht hätte jetzt nur noch, wer imstande wäre, sich selbst zu verteidigen. Der Nachteil verminderter Intelligenz lässt sich in solchen Situationen nur durch Muskelkraft, Entschlossenheit und Skrupellosigkeit kompensieren. Alle Qualitäten, die Menschen in bürgerlichen Sicherungssystemen Vorteile verschaffen, werden im Überlebenskampf zu Nachteilen. Die Welt ist auf den Kopf gestellt, der Zusammenbruch der Ordnung die Stunde der Skrupellosen und Entschlossenen, die sich ermächtigen, zu tun, was andere nur zu denken wagen. Wenige Entschlossene können also, wenn die Umstände es ihnen erlauben, das Leben der Vielen zur Hölle machen. Ist die Gewalt erst einmal außer Kontrolle geraten, bricht die Zeit der Psychopathen und Kriminellen an, die den Krieg wie die Luft zum Atmen brauchen. Nichts hebt ihr Machtgefühl so sehr wie die Angst der Verschreckten und Terrorisierten. Niemand wird unter solchen Umständen darauf vertrauen, dass der langjährige Verzicht auf Aggression zu einer dauerhaften und beständigen Gewohnheit geworden ist.

⁹ Reemtsma, *Vertrauen und Gewalt*, a. a. O. (Anm. 2), insbes. S. 34–35.

Der Mensch wird nicht, was er ist, er ist immer schon komplett gewesen. Gewalt ist eine menschliche Möglichkeit, sie war es jederzeit und überall. Sie ist eine Handlungsressource, die nicht nur für jeden zugänglich ist, sondern auch von jedem genutzt werden kann. Jedermann kann schreien, drohen, seine Fäuste einsetzen, Stich- oder Schusswaffen bedienen. Der Gewalttäter erzeugt Aufmerksamkeit. Ein Argument kann ignoriert werden, ein Schlag ins Gesicht nicht. Selbst der Geringste kann durch den Einsatz seiner Faust einen Machtgewinn erzielen und sich Respekt verschaffen.¹⁰ Er kann Gewalt dort sprechen lassen, wo ihm die Sprache versagt, und im Akt der Gewalt kann sich ausdrücken, wofür sonst die Sprache fehlt. Gewalt ist Kommunikation, häufig ohne Widerrede. Darin liegt die Attraktivität von Gewalt, die dem Täter, wenn er nicht auf Gegenwehr stößt, das Gefühl von Bedeutung und absoluter Macht verschaffen kann. Doch kein Motiv und keine Idee zwingen Menschen, gewalttätig zu sein, vielmehr ist die Ausübung von Gewalt an Entscheidungen gebunden. »Der Mensch«, schreibt Heinrich Popitz, »muss nie, kann aber immer gewaltsam handeln, er muss nie, kann aber immer töten«.¹¹ Die Quelle der Gewalt liegt auf dem Grund der Vorstellungskraft. Wir können uns jede Grausamkeit vorstellen, und was sich einmal in das Gedächtnis eingegraben hat, das bekommt man aus ihm auch nicht wieder heraus. Gewalt ist nicht nur in der Erinnerung als Erlebtes präsent, sondern auch als Erwünschtes, das noch passieren wird. »Dieser Horizont des Möglichen«, sagt Popitz, »geht, wie wir wissen, weit hinaus über alles Kalkulierbare. Vorgestellte Gewalt irrlüchert in Tagträumen und Alpträumen aller Art.« Es gibt keinen Raum im Bewusstsein, in den Gewaltvorstellungen nicht eindringen könnten. Vor allem aber lässt sich die vorgestellte Gewalt gefahrlos denken, weil wir »Widerstände, Risiken, die Beschränktheit der eigenen Kräfte nahezu beliebig überspielen« können.¹²

10 Dirk Baecker, *Form und Formen der Kommunikation* (Frankfurt am Main: Suhrkamp, 2005), insbes. S. 171–172.

11 Heinrich Popitz, *Phänomene der Macht* (Tübingen: Mohr Siebeck, 2. Aufl., 1992), hier S. 50.

12 Popitz, *Phänomene der Macht*, a. a. O. (Anm. 11), hier S. 51; Peter Imbusch, »Mainstreamer versus Innovateure der Gewaltforschung«, in: *Gewalt. Entwicklungen, Strukturen, Analyseprobleme*, hrsg. von Wilhelm Heitmeyer & Hans-Georg Soeffner (Frankfurt am Main: Suhrkamp, 2004), S. 125–150, hier S. 139.

Immer schon haben die Apologeten der Gewalt über den Mord im Modus der Notwendigkeit gesprochen. Nur als Unabänderlichkeit, als Motor der Veränderung konnte die Gewalt Phantasie bleiben. Man konnte sie sich als eine Kraft vorstellen, die eingebilddete Feinde hinwegschaffte und »neue Menschen« gebar, ohne sich ihren möglichen Folgen auszusetzen. Solange über die Gewalt gesprochen wird, als sei sie eine abstrakte, unblutige, aber einfache Lösung für gesellschaftliche Konflikte, fällt es ihren Anwälten nicht schwer, sie zu preisen. Wer vieles ändern will, aber keine Unterstützung hat, wird Gewalt möglicherweise als Ausweg aus einem selbstverschuldeten Dilemma sehen. Als Handlungsressource verspricht die Gewalt einen Machtgewinn, der anders nicht zu erringen ist. Die Anderen werden zu »Feinden«, zu »Schädlingen«, die zu eliminieren sind, zu »Schweinen«, die »das System« repräsentieren, und die deshalb ihr Recht auf Leben verwirkt haben. Sie verlieren ihre Menschlichkeit und werden zu Ungeheuern, die man ungestraft vernichten kann. Entmenschlichung und Ausgrenzung gehen dem organisierten Mord voraus, sie bereiten den Boden, auf dem ungestraftes Töten möglich wird. Man kann die Gewalt herbeireden, bis sie wirklich geschieht. Danach wird alles anders, weil im Akt des Tötens vorgestellte Kollektive wieder zu einzelnen Menschen werden, denen die Täter das Leben nehmen müssen.

Heinrich Popitz hat Gewalt als Machtaktion definiert, die »zur absichtlichen körperlichen Verletzung anderer führt, gleichgültig, ob sie für den Agierenden ihren Sinn im Vollzug selbst hat (als bloße Aktionsmacht) oder, in Drohungen umgesetzt, zu einer dauerhaften Unterwerfung (als bindende Aktionsmacht) führen soll.«¹³ Vor nunmehr 30 Jahren behauptete der Sozialwissenschaftler Johan Galtung, auch ungleiche Lebensverhältnisse und soziale Ungerechtigkeit seien Gewalt. Er sprach von struktureller Gewalt, die Teil aller sozialen Systeme sei, die Ungleichheit und Ungerechtigkeit produzierten.¹⁴ Aber kann es eine Gewalt ohne Täter und Opfer überhaupt geben? In jedem Fall ist soziale Ungerechtigkeit keine Gewalt, denn wenn niemand Schmerzen hat oder wenn die Absichten des Täters weder Leiden noch Opfer produzieren, dann entsteht auch keine Gewalt. Überall sind Menschen in unsichtbaren

13 Popitz, *Phänomene der Macht*, a. a. O. (Anm. 11), S. 48.

14 Johann Galtung, *Strukturelle Gewalt. Beiträge zur Friedens- und Konfliktforschung* (Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, 1975).

Strukturen und hierarchischen Ordnungen gefangen. Manche Menschen werden ignoriert oder stigmatisiert. Aber solche Herabsetzung gelingt nur, wenn die Adressaten sie auch als Herabsetzung empfinden. Vor allem aber ist eine Gewalt ohne Täter und Opfer keine Gewalt, denn ein Funktionssystem kann weder handeln noch Entscheidungen treffen oder Verantwortung übernehmen. Symbolische Gewalt fällt leicht, körperliche Gewalt schwer.¹⁵ Und dennoch erzielt angedrohte, aber nicht vollzogene Gewalt Wirkungen, die Schmerzen erzeugen, weil die Opfer Angst haben und tun, was von ihnen erwartet wird, ohne dass die Gewalt zum Einsatz kommen muss. Immer aber sind es Menschen, vor denen andere Menschen Angst haben, weil sie es sind, die Drohungen jederzeit in Gewalt verwandeln können.¹⁶

Macht und Gewalt sind keine Gegensätze. Vielmehr ist kein Machtverhältnis vorstellbar, das nicht auf Gewalt gegründet ist. Wäre es anders, bräuchten wir keinen staatlichen Zwangsapparat, der uns voreinander schützt. Wir haben nur vergessen, dass es so ist, weil die Todesdrohung in der befriedeten Gesellschaft nicht mehr ausgesprochen wird und weil wir auch ohne Androhung von Gewalt wissen, was zu tun ist. »Aus einer Hier-und-Jetzt-Fügsamkeit ist eine Immer-wenn-dann-Fügsamkeit geworden«, sagt Popitz über die Organisation dauerhafter Macht. Aus einer Konformität von Fall zu Fall wird normierendes Verhalten, die den Aufwand verringert, um Herrschaft auszuüben. Denn das richtige Verhalten ist aus der Situation bekannt.¹⁷

Überall dort, wo die Macht sich ihrer selbst nicht gewiss ist, greift sie auf exemplarische Gewalt zurück. »Wenn die Gewalt sich mehr Zeit lässt«, schrieb Elias Canetti, »wird sie zur Macht«, dann nämlich, wenn vorgeführt wird, was geschieht, wenn man nicht gehorcht, wenn der Täter mit dem Opfer spielt, Wohlverhalten zu belohnen und Widerspruch zu bestrafen verspricht, wenn die Hoffnung der Opfer und das Misstrauen der Herrschenden ins Spiel kommen. »Aber im akuten Augenblick, der dann doch einmal kommt, im Augenblick der Entscheidung und Unwiderruf-

15 Randall Collins, *Dynamik der Gewalt. Eine mikrosoziologische Theorie* (Hamburg: Hamburger Edition, 2008), insbes. S. 43.

16 Markus Schroer, »Gewalt ohne Gesicht. Zur Notwendigkeit einer umfassenden Gewaltanalyse«, in: *Gewalt*, hrsg. von Heitmeyer & Soeffner, a. a. O. (Anm. 12), S. 151–173.

17 Popitz, *Phänomene der Macht*, a. a. O. (Anm. 11), insbes. S. 236–240, hier S. 239.

lichkeit, ist sie wieder reine Gewalt.«¹⁸ Gewalt ist auch wirksam, wenn sie gezeigt wird, in Bildern, Beschreibungen, im öffentlichen Zur-Schau-Stellen des Gewaltaktes selbst. Macht braucht Öffentlichkeit, um sich zu behaupten. Wenn niemand zusieht und niemand von den (auch nur schemenhaft erkennbaren) Möglichkeiten der Gewalt weiß, verliert die Macht ihre Wirkung.

Wo die Furcht Körper und Seelen erfasst, ist die Macht grenzenlos. Despotische Macht braucht den Schrecken, um Angst zu erzeugen, aber sie braucht ihn auch, um den Lebenden zu suggerieren, dass sie Grund zur Hoffnung haben. Deshalb kann Gewalt, die Macht begründen will, nicht dauerhaft sein. Denn wenn es keine Aussicht auf ein Überleben gibt, werden die Waffen stumpf und die Macht verliert ihre Wirkung, weil die Todgeweihten außer ihrem Leben nichts mehr zu verlieren haben. Erst wenn die Gewalt vorüber ist, beginnt die Furcht vor der Wiederkehr des Schreckens, und die Opfer werden, wenn sie vor Verfolgung und Verletzung nicht sicher sind, nichts anderes tun, als an die erlittene Gewalt zu denken und sich auf ihre Wiederkehr vorzubereiten. Schon immer haben Gewalttäter, Tyrannen und Psychopathen gewusst, dass Gewaltverhältnisse über den Tag hinaus Bestand haben müssen, wenn sie Macht begründen sollen. Wer Räume physischer und psychischer Gewalt öffnet, muss sich in ihnen auch zu bewegen verstehen. Warlords, Despoten und Tyrannen, Folterknechte, Geheimpolizisten und Lagerkommandanten – was könnten sie schon ausrichten, wenn sie ihren Worten nicht auch jederzeit Taten folgen lassen könnten. Ihre Macht beruht auf der erwiesenen Fähigkeit, zerstörerische Gewalt zu verbreiten, und auf ihrem Willen, ihrer Bereitschaft und ihrer Fähigkeit, es immer wieder zu tun. Sobald sie Schwäche zeigen, ist es mit ihrer Macht vorbei.¹⁹

Erst der Tod ist das Ende der Macht, weil sie die Toten nicht wieder ins Leben zurückholen kann. Aber ist es die Erfahrung der Lebenden mit dem Tod der Anderen, die Gewalttätern Vorteile verschafft und den blutigsten Diktaturen hilft, sich an der Macht zu halten. Deshalb lebt die Macht von der Furcht der einen, die gehorchen sollen, und sie lebt von der Todesangst

18 Elias Canetti, *Masse und Macht* (München: Hanser, 1995, erstmals erschienen 1960), hier S. 333.

19 Jörg Baberowski, *Verbrannte Erde. Stalins Herrschaft der Gewalt* (München: Beck, 2012).

der anderen, die sie zu Opfern gemacht hat. Dazu gehört auch die Verstümmelung und Ausstellung von Körpern, die das Opfer nicht mehr als Menschen zeigen und die Überlebenden in Angst und Schrecken halten sollen. Nur in diesem Sinn könnte man von psychischer oder struktureller Gewalt sprechen.

Wenn wir verstehen wollen, wie Gewalt entsteht und was sie anrichtet, müssen wir die Situationen genau beschreiben, in denen sie zur Entfaltung kommt. Denn nicht nur Ideologien, Ideen und Gründe, sondern Situationen und ihre Handlungszwänge entscheiden darüber, was mit uns geschieht, wenn die Gewalt ausgebrochen ist. Menschen sind verschieden, manche sind stark, andere schwach, manche sind bewaffnet und andere sind es nicht, manche haben Gründe, zu tun, was sie tun müssen, andere kommen ohne Pläne aus. Was immer auch der Anfang gewesen sein mag, der die Gewalt ausgelöst hat – man wird über die Dynamik und die Möglichkeiten der Gewalt nichts in Erfahrung bringen, wenn man sich nur über die Gründe des Anfangs verständigt. Denn Gewaltsituationen sind offen, und deshalb ist nicht voraussehbar, welche Dynamik ein Geschehen entwickelt.²⁰

Zwar kann ein Täter, der Menschen tötet, terrorisiert und misshandelt, arbeitslos oder Anarchist sein oder an Kopfschmerzen leiden, aber dieses Wissen wird uns nicht helfen, zu verstehen, was geschieht. Die Arbeitslosigkeit führt dem Täter nicht die Hand, denn wenn es so wäre, bräuchten wir keine Gewaltforschung. »Weshalb«, fragt Wolfgang Sofsky, »gibt es nicht Millionen von Gewalttätern, obwohl es Millionen von Depressiven, Waffennarren, Horrorfilmenthusiasten, Ehegeschädigten oder Arbeitslosen gibt?«²¹ Die Antwort lautet: weil nicht jeder die Chancen nutzt, die sich ihm bieten und weil es von den Umständen und den Menschen abhängt, die sich in ihnen bewegen, ob Gewalt eine attraktive Handlungsoption ist oder nicht. Alle Hintergrunderklärungen setzen voraus, dass es motivierten Menschen leichter falle, Gewalt auszuüben. »Wie motiviert jemand auch sein mag«, schreibt der amerikanische Soziologe Randall Collins, »wenn die Situation sich nicht dahin gehend entwickelt, dass

20 Trutz von Trotha, »Zur Soziologie der Gewalt«, in: *Soziologie der Gewalt*, hrsg. von ders. (Opladen & Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, 1997), S. 9–56.

21 Wolfgang Sofsky, *Zeiten des Schreckens. Amok, Terror, Krieg* (Frankfurt am Main: Fischer, 2002), hier S. 25–26.

die Konfrontationsanspannung und -angst überwunden werden, geht es mit der Gewalt nicht voran.«²² Gewaltoptionen setzen sich gegen andere Handlungsalternativen erst durch, wenn die Umstände es Menschen erlauben, Grenzen zu überschreiten. Manche wägen Kosten und Nutzen einer Gewalttat genau ab und lassen die Faust erst sprechen, wenn sie mit Gegenwehr nicht rechnen müssen, andere schrecken vor ihrem Einsatz zurück, weil sie sich vor den Konsequenzen ihres Handelns fürchten, weil sie ahnen, dass sie nicht gewinnen können, wenn sie sich auf eine gewaltsame Auseinandersetzung einlassen oder weil sie einfach den richtigen Augenblick verpasst haben. Manche Menschen handeln aus Lust oder weil zerstörerische, autotelische Gewalt ihnen für einen Augenblick das Gefühl absoluter Macht verschafft. In solchen Situationen kann die Gewalt außer Kontrolle geraten, weil sich die Lust nicht mit Abwägungen verträgt. Was immer Menschen auch tun werden: stets handeln sie in Situationen, die ihnen zwar nicht vorschreiben, was zu tun ist, die aber ihre Möglichkeiten einschränken, das Geschehen nach Belieben zu kontrollieren. Gewalt ist ansteckend, sie erzeugt Handlungszwänge, die vom Frieden nicht ausgehen, weil sich ihrem Sog niemand entziehen kann. Die Dynamik des Tötens und Verletzens hängt also überhaupt nicht davon ab, was einer denkt oder meint, sondern wo und wie jemand handelt.

Wenn die Gewalt tatsächlich ausbricht, ist nichts mehr wie zuvor, denn der Einsatz des Körpers als Waffe lässt sich im Gegensatz zu den Vorstellungen, die wir von der Gewalt haben können, nicht nach Belieben kontrollieren. Gewalt erzeugt Anschlusszwänge, die wir nicht beherrschen. Man verliert die Hoheit über die Situation. Die Gewissheit, vor Verletzung und Tod geschützt zu sein, ist verschwunden. Denn Gewalt kann von niemandem, der sie erlebt, ignoriert werden. Nicht einmal der Täter ist in Sicherheit, weil er mit Gegenwehr und Vergeltung rechnen muss, wenn er seine Opfer am Leben lässt und ihnen die Gelegenheit zur Vergeltung gibt: Vergewaltiger, die ihr Opfer töten, weil sie Angst vor der Strafe haben, die sie erwartet, wenn sie entdeckt werden; Soldaten, die Kriegsgefangene umbringen oder Despoten, die Landstriche entvölkern oder die Verwandten und Freunde ihrer Gegner umbringen lassen, weil sie wissen, dass die Opfer von heute die Rächer von morgen sein werden. Sobald aber die Gewalt außer Kontrolle gerät, willkürlich und unberechenbar wird, strukturiert

22 Collins, *Dynamik der Gewalt*, a. a. O. (Anm. 15), hier S. 36.

sie alle menschlichen Beziehungen auf eine Weise, dass sie nur noch eine Antwort auf die Gewalt sind. Wer einmal in einer vom Krieg und vom Terror beschädigten Misstrauensgesellschaft gelebt hat, weiß, wovon die Rede ist. »Ich habe verstanden«, schrieb Varlam Schalamov über seine Erfahrungen in den stalinistischen Lagern, »was Macht bedeutet und was ein Mann mit Gewehr«. ²³

Auch Denis Johnson kam aus einer befriedeten Gesellschaft nach Liberia, und dennoch war er schon nach wenigen Tagen zu einem anderen Menschen geworden. Er hatte sich an den Anblick von Leichen gewöhnt, hatte erlebt, mit welcher Leichtigkeit getötet und mit welcher Anstrengung gestorben wird. Ohne Waffe wäre man in dieser Umgebung allgegenwärtiger Gewalt schon bald ein toter Mann gewesen. Der Mensch ist nicht des Menschen Freund, wenn er nur die Wahl hat, andere zu töten oder selbst getötet zu werden. Sobald er das Reich der Gewalt betritt, wird er Teil eines Lebens, das nur noch für den Augenblick gelebt wird. Alles, was einmal für normal gehalten wurde, verliert im Angesicht entgrenzter Gewalt seine Bedeutung. Auf dem Rückflug in die USA sah Johnson eine Frau, die Weihnachtskarten schrieb und sich darüber beklagte, wie anstrengend diese Pflichterfüllung für sie sei. Alle Maßstäbe für die Normalität hatten sich verschoben, Johnson, der soeben der Hölle entkommen war, empfand den Alltag von Menschen, die im Frieden leben, als eine absurde Wirklichkeit. ²⁴

Wer im Krieg lebt und jeden Tag damit rechnen muss, von anderen getötet oder verletzt zu werden, wird wahrscheinlich gar nicht verstehen, was gemeint ist, wenn von der Verschiebung der Maßstäbe die Rede ist. Niemand wird dort, wo die Gewalt zur alltäglichen Normalität geworden ist, nach ihren Ursachen fragen, denn das Selbstverständliche bedarf keiner Begründung. Stattdessen wird jeder es für ein Gebot der Klugheit halten, sich zu bewaffnen und Vorkehrungen zu treffen, um nicht Opfer von Gewalt zu werden. Denn zum Täter kann auch werden, wer nicht Opfer sein möchte. Man benötigt also keine Hinweise auf Ideen und Ab-

23 Varlam Schalamov, »Was ich im Lager gesehen und erkannt habe«, in: ders., *Durch den Schnee. Erzählungen aus Kolyma*, Band 1 (Berlin: Matthes & Seitz, 2007), hier S. 293.

24 Johnson, *In der Hölle*, a. a. O. (Anm. 1), S. 186.

sichten, um zu begreifen, was geschieht, wenn Menschen einander Gewalt antun.

Wir müssten also, wenn wir ein Gewaltgeschehen verstehen wollen, vielerlei wissen: Was geschah, bevor die Gewalt ausbrach? War der Täter bewaffnet und hatte er Komplizen? Trug auch der Gegner eine Waffe? Denn die Waffen der einen entscheiden über die Möglichkeiten der anderen. Musste der Täter mit Gegenwehr oder Bestrafung rechnen oder konnte er sich in Sicherheit wiegen, weil erlaubt war, was er tat oder weil die Gegner zur Gegenwehr nicht imstande waren? Waren die Täter gezwungen zu töten, weil sie als Soldaten militärischen Befehlen gehorchen mussten, oder handelten sie aus eigenem Entschluss? Wähten sie sich in einer Situation der Notwehr oder ergriffen sie selbst die Initiative? Gab es Alternativen, konnten Täter und Opfer flüchten oder hatten sie keine andere Wahl als die Gewalt sprechen zu lassen? Hatten die Täter Angst, waren sie betrunken oder narkotisiert, als sie über ihre Gegner herfielen? Waren sie dem Druck der Gruppe ausgesetzt, mussten sie sich sozialem Zwang beugen oder ihre Männlichkeit beweisen? Wie erlebten die Opfer, was ihnen angetan wurde? Empfanden sie die Gewalt als demütigend, als willkürlich oder als Akt der Vergeltung? Denn auch das Empfinden der Opfer entscheidet darüber, wie Gewalt bewältigt wird.²⁵ Was immer am Anfang ein Motiv gewesen sein mag, Krieg zu führen, zu schlagen, zu verletzen und zu foltern, wird im Angesicht der Gewalt für Täter und Opfer bedeutungslos. Zwar haben Gewaltverhältnisse unmittelbare Ursachen. Aber aus der Perspektive gesellschaftlicher Ursachenforschung lassen sie sich nur unzureichend beschreiben.

Nach der Tat kommt die Stunde der Rechtfertigung. Es sind Täter und Opfer selbst, die den Kern der Gewalt verschleiern, weil sie für ihre Taten und ihr Leiden nur solche Gründe anführen, die es ihnen erlauben, ihr Handeln in die Verhaltenslogik einer befriedeten Gesellschaft einzuordnen. Denn wenn körperliche Auseinandersetzungen, Vergewaltigungen, Pogrome, Massaker und Kriege vorüber sind und das Töten wieder verboten ist, kann als Motiv nur noch vorgebracht werden, was Täter und Opfer nicht um den Verstand bringt und die Gewalt als eine vorübergehende Störung erscheinen lässt. Man behilft sich mit Hinweisen auf edle

25 Gertrud Nunner-Winkler, »Überlegungen zum Gewaltbegriff«, in: *Gewalt*, hrsg. von Hetimeyer & Soeffner, a. a. O. (Anm. 12), S. 21–61, hier S. 48.

Motive, auf Notwendiges und Unabänderliches, um die Irritation zu überwinden, die die Gewalt auslöst. Täter müssen, was sie anderen angetan haben, vor sich und ihrer Umgebung rationalisieren, und wenn man sie nach dem Ende der Gewalt zur Verantwortung zieht, versuchen sie, verstehbare Gründe vorzutragen, damit jeder nachvollziehen kann, warum sie nicht anders handeln konnten. Täter verweisen auf den Befehlsnotstand, auf Sachzwänge oder die tödlichen Konsequenzen, die eingetreten wären, wenn sie sich Mordbefehlen widersetzt hätten. Wenn der Exzess vorüber und der Frieden angebrochen ist, kann auch die Gewalt nur noch als Ausnahme von der Regel beschrieben werden. Alle Handlanger von Diktatoren und Despoten haben nach dem Ende der Exzesse Begründungen vorgetragen, mit denen sie beweisen wollten, dass ihre Gewalt verstehbaren Zwecken diene, und auch Hitlers Helfer haben vor dem Nürnberger Tribunal auf unabänderliche Befehle hingewiesen, denen sie hilflos ausgeliefert gewesen seien. »Aber was konnte ich tun?«, rief der ehemalige Chef des Oberkommandos der Wehrmacht, Wilhelm Keitel, vor dem Tribunal aus. »Ein Offizier kann sich nicht vor seinem Führer, dem Oberbefehlshaber, aufbauen und widersprechen! Wir können nur Befehle erhalten und gehorchen.«²⁶ Andere wiesen, weil sie für ihre Verbrechen niemals zur Verantwortung gezogen wurden, auf edle Motive, auf die Überwindung von Rückständigkeit oder die Abwehr von Gefahren hin, um der Vernichtung von Millionen einen verstehbaren Sinn zu geben. Der Massenterror sei notwendig gewesen, erklärte Molotow noch zwanzig Jahre nach dem Tod Stalins, weil er die Sowjetunion vor inneren Feinden und äußeren Gefahren geschützt und vor dem Untergang bewahrt habe. Was hätte er auch anderes sagen können? Dass die Tötung von Tausenden einer Laune des Diktators gefolgt sei? Nur eine Antwort, die sich auf die Zwänge des Krieges berief, war eine Antwort, die auch vierzig Jahre später noch einen Sinn ergab. Das Schreckliche rechtfertigte sich im Verweis auf das Notwendige.²⁷

Aber auch in friedlichen Gesellschaften, in die die Gewalt hereinbricht, prahlen Vergewaltiger, Schläger und Hooligans mit ihren Taten nur, wenn

26 Zitiert in Gustave Gilbert, *Nürnberger Tagebuch. Gespräche der Angeklagten mit dem Gerichtspsychologen* (Frankfurt am Main: Fischer, 12. Aufl., 2004, erstmals erschienen 1947), hier S. 32.

27 Feliks Chuev, *Sto sorok besed s Molotovym* (Moskva: Terra, 1991), insbes. S. 390.

sie unter ihresgleichen sind. Sobald die Staatsgewalt in Erscheinung tritt und sie zur Verantwortung zieht, kommen Gründe ins Spiel, die eine zivilisierte Gesellschaft nicht irritieren. Täter ohne Verantwortung gibt es nur deshalb, weil eine befriedete Gesellschaft verantwortliche Täter nicht ertragen kann. Gesellschaften im Frieden erwarten, dass Täter vor Gericht Narrative der Erklärung und Rechtfertigung präsentieren, selbst wenn sie sich zu ihren Taten bekennen und ihnen einen Sinn geben, der sich mit den Grundregeln und dem Selbstverständnis einer friedlichen Gesellschaft nicht verträgt. Wir sind irritiert, wenn wir hören, dass Menschen nur aus Freude an der Zerstörung gefoltert und gemordet haben. Jede Erklärung, die sich auf Ziele und Absichten beruft, ist uns lieber als die Lust an der absoluten Macht.

Nicht nur die Täter, sondern auch die Opfer versuchen, der erlittenen Gewalt einen Sinn zu verleihen, der sie nicht um den Verstand bringt. Wer Verletzung, Haft und Schmerz ertragen, den gewaltsamen Tod von Freunden und Verwandten erlebt hat, wird den Gedanken, das alles sei zufällig geschehen, nicht ertragen können. Die Gewalt soll auf Gründen beruhen, die man verstehen kann. Deshalb sind Erklärungen und Rechtfertigungen von Tätern und Opfern schlechte Ratgeber, wenn man verstehen will, was die Gewalt mit Menschen macht und was Menschen mit der Gewalt machen.²⁸ Denn wer nur von Gründen spricht, wird über die Dynamik und Eigenlogik von Gewaltverhältnissen nur wenig erfahren.

Nach der Gewalt ist alles anders als zuvor, weil sich die Bedingungen verändert haben, unter denen Menschen einander begegnen können, und alle Beteiligten wissen, dass es so ist. Für den Täter ist es das Gefühl der Allmacht, das er empfindet, wenn er den Willen und den Körper anderer bricht, für das Opfer ist es das Gefühl absoluter Ohnmacht. Gewalt zerstört Vertrauen, und die Überlebenden werden gekennzeichnet sein von der Gewalt, für immer wird sich die Gewalterfahrung in ihrer Erinnerung festsetzen und ihr Handeln beherrschen; vor allem dann, wenn die Sieger darüber befinden, wie sich die Opfer an die erlittene Gewalt zu erinnern haben. Physische kann in psychische Gewalt umschlagen, wenn die Täter auch nach dem Ende der Gewalt an den Schalthebeln der Macht bleiben und andere zwingen können, sich ihnen nicht nur zu unterwerfen,

28 Vgl. Jörg Baberowski, »Gewalt verstehen«, in: *Zeithistorische Forschungen* 5 (2008), S. 5–17.

sondern sie zu preisen. Manche Opfer verletzen sich selbst, sie empfinden Schuld, weil sie, nicht aber ihre Freunde und Verwandten die Gräueltaten überlebt haben. Andere sinnieren auf Rache oder Vergeltung. Das wissen auch die Täter, die, wenngleich sie siegreich waren, ihres Erfolges nicht sicher sein können. Manchmal zerschlagen auch Täter an der Gewalt, die sie anderen Menschen angetan haben: wenn man sie gezwungen hat, zu töten, um zu überleben, wenn sie nicht sprechen dürfen über das, was geschehen ist oder wenn sie damit rechnen müssen, dass die Opfer sie eines Tages zur Verantwortung ziehen werden.²⁹ Gewalt produziert Misstrauen und zerstört jene soziale Kommunikation, ohne die keine Gesellschaft vorstellbar ist.

»Anlass und Grund der Vergesellschaftung ist die Angst der Menschen voreinander«, schreibt Wolfgang Sofsky.³⁰ Warum, werden wir fragen? Wir haben doch keine Angst voreinander! Ja, aber die Angst wird in unser Leben zurückkehren, wenn wir die Befolgung der Gesetze suspendieren, wenn wir die Freiheit über das Recht stellen und es den Gewalttätern erlauben, uns ihre Regeln aufzuzwingen. »Wo die Gemeinschaft den Vorwurf aufhebt«, schrieb Sigmund Freud an Albert Einstein, »hört auch die Unterdrückung der bösen Gelüste auf, und die Menschen begehen Taten von Grausamkeit, Tücke, Verrat und Rohheit, deren Möglichkeiten man mit dem kulturellen Niveau für unvereinbar gehalten hätte.«³¹ Wenn also die Schleusen geöffnet und die Sicherungen entriegelt werden, weil entweder die Ordnung zusammengebrochen ist oder die Staatsgewalt beschlossen hat, ihr Gewaltmonopol dafür zu missbrauchen, grenzenlosen Terror auszuüben, kann sich der öffentliche Raum in einen Gewaltraum verwandeln. Die Gewalt hat eine Ursache, aber diese Ursache liegt ihr nicht weit voraus, sondern wird von ihr selbst erzeugt. So gesehen muss eine Gewaltforschung, die ernst genommen werden will, nicht von Absichten, sondern von Handlungsdynamiken sprechen, die sich aus Situationen ergeben. Es geht also am Ende nicht darum, was Menschen wollen

29 Vgl. exemplarisch Svenja Goltermann, *Die Gesellschaft der Überlebenden. Deutsche Kriegsheimkehrer und ihre Gewalterfahrungen im Zweiten Weltkrieg* (München: Deutsche Verlagsanstalt, 2009).

30 Wolfgang Sofsky, *Traktat über die Gewalt* (Frankfurt am Main: Fischer, 2. Aufl., 1996), hier S. 10–11.

31 Sigmund Freud, »Zeitgemäßes über Krieg und Tod«, in: ders., *Gesammelte Werke*, Band 10 (Frankfurt am Main: Fischer, 1987), S. 324–355

und meinen, sondern darum, was sie können und dürfen. Es geht um Situationen und ihre Menschen.

Die Gewalt verändert den sozialen Raum, in dem Menschen sich bewegen, weil sie Sicherungen außer Kraft setzt, die das Leben im Frieden strukturieren. Zwar ist nicht jeder Gewaltraum ein Ort totaler Entgrenzung. Ein Staatenkrieg, der nach den Regeln der Genfer Konvention geführt wird, unterscheidet sich von Bürgerkriegen und von asymmetrischen Kriegen, in denen die Schwachen die Stärkeren herausfordern, indem sie alle Möglichkeiten der Gewaltpotenzierung nutzen, die sich ihnen bieten. Kriege folgen einer anderen Dynamik als Massaker oder Pogrome, eine Prügelei unterscheidet sich vom bewaffneten Überfall, Folter vom normalen Strafvollzug, ein gezielter Polizeieinsatz gegen Kriminelle oder Gewalttäter, die Gesetze brechen, vom Terror, den Geheimpolizisten in Diktaturen ausüben, um Furcht und Schrecken zu erzeugen. Haftanstalten sind keine Vernichtungslager, in denen Opfer zu Körpern werden, weil sie nur noch Objekt totaler Macht sind. Die Despotie braucht den Gewaltraum wie die Luft zum Atmen, weil ihre Fähigkeit, Furcht und Schrecken zu verbreiten, auf der Zersetzung von Institutionen und Verfahren beruht.³² Demokratische Staaten hingegen verlagern exzessive Gewalt dorthin, wo ihre Bürger sie nicht zu Gesicht bekommen, in koloniale Gewalträume oder weit abgelegene und nicht sichtbare Lager des Anti-Terror-Kampfes. Und dennoch sind alle Gewalträume Ermöglichungs- und Ermächtigungsräume, in denen Regeln sozialer Kommunikation, die im Frieden gelten, suspendiert sind. In solchen Räumen ist das Verhalten von Menschen vor allem eine Antwort auf die Präsenz der Gewalt, und wenn es keine Möglichkeit gibt, vor der Gewalt zu flüchten, weil man aus Gefängnissen und Lagern nicht entkommen, weil man Mafiabanden nicht verlassen kann, weil es in Bürgerkriegen kein Hinterland gibt oder weil man als Soldat nur die Wahl hat, den Gegner zu töten oder selbst getötet zu werden, ist soziale Kommunikation nichts als eine Bewältigung von Gewaltverhältnissen.³³

32 Herfried Münkler, *Die neuen Kriege* (Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, 6. Aufl., 2002); Wolfgang Sofsky, *Die Ordnung des Terrors. Das Konzentrationslager* (Frankfurt am Main: Fischer, 1993); Canetti, *Masse und Macht*, a. a. O. (Anm. 18), insbes. S. 333–354, 503–517.

33 Vgl. dazu exemplarisch Felix Schnell, *Räume des Schreckens. Gewalt und Gruppenmilitanz in der Ukraine 1905–1933* (Hamburg: Hamburger Edition, 2012).

Das Konzept des Gewaltraumes wirft natürlich die Frage auf, ob Täter und Opfer überall stets das gleiche tun oder ob sie sich unterschiedlich verhalten. Gibt es eine Kultur der Gewalt? Natürlich gibt es keine Kultur, die gegen Gewalt immun wäre, so wenig wie es eine Kultur der Gewalt an sich gibt. Aber Menschen, die über Jahre mit der Gewalt leben, verändern ihre sozialen Beziehungen, sie werden misstrauisch, sie planen nur noch für den Tag, nicht mehr für Jahre, sie sind bereit, zu töten, wenn es sein muss, und sie werden autoritären Konzepten der Macht den Vorzug gegenüber offenen, liberalen Modellen der Herrschaft geben, weil alles, was sie brauchen, Sicherheit ist. Man kann sich auch in der Gewalt einrichten, sich mit ihr arrangieren, wenn man verstanden hat, was geschieht, wenn der Frieden gebrochen wird, und man kann Techniken erlernen, Gewalt auszuüben oder abzuwehren. Wer mit Gewalt aufgewachsen ist, wird sich leichter auf den Ausnahmezustand einstellen als Menschen, die seit langem in Frieden und Sicherheit leben. In diesem Sinn produzieren Gewaltträume Kulturen der Gewalt, die das Leben von Menschen auch dann noch strukturieren, wenn die Gewalt schon aufgehört hat, ihr Leben zu bestimmen.³⁴

Wenn man verstanden hat, was die Gewalt mit Menschen macht, und was Menschen mit der Gewalt machen, wird man sie nicht mehr nur als Ausdruck von Ideen, Absichten und Programmen verstehen, als Abweichung, die durch gutes Zureden behoben werden kann, sondern als Folge einer Entriegelung von Sicherungen, die Menschen davor bewahren, einander zu töten und zu verletzen. Auch in Zukunft wird die Gewalt ein Teil unseres Lebens sein. Der Glaube an die heilenden Kräfte der Zivilisation ist nichts als Schwärmerei. »Die Gewalt ist das Schicksal der Gattung«, schreibt Wolfgang Sofsky.

Was sich ändert, sind ihre Formen, ihre Orte und Zeiten, die technische Effizienz, der institutionelle Rahmen und der legitimatorische Sinn. Dieser Formwandel ist jedoch keine lineare, gezielte und kumulative Entwicklung. Eher gleicht er einem Kommen und Gehen, einem stetigen Auf und Ab. Kurzzeitig steigt die Entrüstung über die Untaten an, um bald wieder auf das gewohnte Niveau hinabzusinken.³⁵

34 Peter Waldmann, »Is there a Culture of Violence in Colombia?«, in: *Terrorism and Political Violence* 19 (2007), S. 593–609.

35 Sofsky, Traktat über die Gewalt, a. a. O. (Anm. 30), hier S. 224.

Es geht immer nur um Situationen und ihre Menschen.³⁶ Gewalt ist eine Erfahrung, die Ordnung stiftet, weil der Tod das Ende von allem bedeutet. Eine deprimierende Einsicht, zweifellos, aber wenn man begriffen hat, dass Gewalt nicht aus der Welt zu schaffen ist, wird man auch Vorkehrungen treffen können, sie einzuhegen. »Soziale Beziehungen«, schreibt Heinrich Popitz, »können planvoll so organisiert werden, dass die Gefahr gewaltsamer Handlungen eingeschränkt wird.«³⁷ Für den Träumer, der den ewigen Frieden will, ist diese Erkenntnis deprimierend, für den Realisten ist sie ein Trost.

36 Erving Goffman, *Interaktionsrituale. Über Verhalten in direkter Kommunikation* (Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1986), hier S. 9.

37 Popitz, *Phänomene der Macht*, a. a. O. (Anm. 11), S. 61.